

Theo Sundermeier

Konvivenz: Ein Modell für Europa?

Zusammenfassung

In diesem Aufsatz wird der Frage nach dem Verständnis der Konvivenz sowie nach der politischen Bedeutung einer Kultur der Konvivenz nachgegangen. Wie lässt sich die Gesellschaft durch das Zusammenleben prägen und wie können wir uns die ökumenische Einheit der Kirche als Konvivenz vorstellen? Drei Säulen hat die Sache der Konvivenz: *Wir helfen einander, wir lernen voneinander, wir feiern miteinander*. Anhand dieser drei Säulen wird die Konvivenz als Basis für die Hilfgemeinschaft, die Lerngemeinschaft sowie die Gemeinschaft der Feier dargestellt.

Schlüsselworte

Konvivenz, Europa, Kultur, interreligiöser Dialog, Ökumene, Kirche



Erfahrungen

Was ist Konvivenz? Bei einer IQ Frage im Internet lautete eine Antwort: Das Wort kommt aus dem Lateinischen *convivere* und bedeutet zusammenleben und wird für Paare gebraucht,

Prof. Dr. Theo Sundermeier ist Professor i.R. für Religions- und Missionswissenschaft an der Theologischen Fakultät der Ruppert-Karls-Universität Heidelberg

die zusammenleben, aber nicht verheiratet sind. Nun, das meint ganz sicher nicht der Begriff und das Konzept. Aber was ist damit gemeint? Es ist kein aus einem universalistischen dogmatischen Entwurf genommener Begriff, sondern wurde von mir im Deutschen geprägt und ist ganz und gar ein der Erfahrung verpflichteter Begriff. Dahinter verbergen sich Erfahrungen meiner 11jährigen Tätigkeit im südlichen Afrika. Genauer gesagt: meiner Lehr- und Forschungstätigkeit in Namibia und Südafrika. Zwei zentrale Erfahrungen seien zur Verdeutlichung genannt. Bei einem Besuch in einem kleinen Dorf („Kral“) in einem entlegenen Reservat hatte man die ältesten Männer der Umgebung zusammengerufen, die mir/uns Abend für Abend ihre Geschichte, die Geschichte der Mbanderu erzählten, die sie bisher keinem Europäer mitgeteilt hatten. Es waren höchst intensive Gespräche der beteiligten Männer, bei denen ich nichts als Hörender und Lernender war. Sie erzählten auch von der Geschichte des berühmt-berüchtigten Hereroaufstandes von 1904. Der Aufstand war mir aus der Literatur bekannt, nun wurde er mir erzählt aus der Sicht derer, die diesen Krieg als Kinder noch selbst erlebt hatten. Ich sollte die Geschichte aufschreiben. Später schickte der „König“ („paramount chief“) des Stammes einen Boten, der mich in sein Dorf rief, in dem er die Ältesten aus seiner Umgebung zusammengerufen hatte, die nun meinen Text sich anhörten, hier und da korrigierten, und schließlich den Auftrag zur Publikation gaben und damit den von mir geschriebenen Text zum offiziellen Dokument ihrer Geschichte erklärten. Ich war, noch einmal, hier der Hörende und Lernende, nicht der Lehrende. Sie nannten mich „Dr. kanatje“, „Dr. Kind“. Beides schwang in diesem „Titel“ mit: Der Respekt, denn ich war Dr. und Leiter des Theologischen Seminars, aber war noch jung, galt also in ihren Augen als lernfähig und als jemand, dem man etwas beibringen kann und muss.

Man lud mich danach auch zu ihren Festen, z.B. dem Ahnenfest ein, auf dem ich, der Missionar, selbst gelegentlich gebeten

wurde, ihnen zu helfen, damit das Fest rituell richtig durchgeführt werden konnte.

In Südafrika hatte ich für ein College ein Symposium zum Thema „Church and Nationalism in South Africa“ organisiert, zu dem Anhänger und Oppositionelle des Apartheidsystems eingeladen waren. Es war üblich, dass sich Teilnehmer und Referenten abends in den verschiedenen Dozentenhäusern trafen und in eher familiärer Atmosphäre diskutieren und sich austauschten. So waren auch in unserm Haus ca. 15 Menschen zusammengekommen, darunter der Leiter des mächtigen Geheimbundes der Buren, des „Broederbond“. Am nächsten Morgen fragte mich David Bosch, seinerzeit der bekannteste Missionswissenschaftler des Landes, ob ich bemerkt habe, wie sehr sich der Missionar aus der Transkei unwohl gefühlt habe, der die ganze Zeit neben einem Schwarzen auf unserm Sofa gesessen hatte. Er war 7 Jahre Missionar in der Transkei, aber nun war es das erste Mal, zusammen mit einem Schwarzen auf einem Sofa zu sitzen und wie alle ohne Unterschied Tee zu trinken, Plätzchen zu knabbern und zu diskutieren.

Er hatte sieben Jahren *für* die Schwarzen gearbeitet, ganz mit Hingabe, aber offenbar niemals *mit* ihnen.

Das war für mich eine Schlüsselerfahrung. Die Sache der Konvivenz habe ich in Afrika gelernt, den Begriff dann aber in Lateinamerika bei der Vorbereitung einer Konferenz in Brasilien gehört. Die Befreiungstheologie und die Kirchen sprachen von der Notwendigkeit der „convivencia“, ein Begriff, der wie das Spanische „Convivialidad“ die Erfahrung des Zusammenlebens kleiner Gemeinschaften spiegelt. Ich übertrug ihn als Neologismus ins Deutsche. Für mich fließen in ihm die Lebenserfahrungen zweier Kontinente, Afrikas und Lateinamerikas, zusammen. Die Begegnungen in Lateinamerika halfen mir, der Sache und dem Begriff eine innere Struktur zu geben.

Struktur und Inhalt der Konvivenz

Drei Säulen hat die Sache der Konvivenz: *Wir helfen einander, wir lernen voneinander, wir feiern miteinander.*

Im Hintergrund dieses Lebensmodells stehen die Erfahrungen der kleinen Gemeinschaften und Gesellschaften. Wir können es noch genauer sagen: Neben den afrikanischen Gemeinden sind es vor allem die Basisgemeinden in Lateinamerika, die mir geholfen haben, die innere Struktur der Konvivenz zu begreifen. Die Basisgemeinden sind *Lerngemeinschaften*. Hier gibt es nicht im strengen Sinn Lehrer, die den Unwissenden etwas beibringen, sondern jeder bringt sein Wissen ein, da jeder in seiner Biographie unverzichtbares Wissen, lebensdienliches und lebensgefährdendes angesammelt hat. Es geht dabei um die Ermutigung, sich mitzuteilen, seinen Erfahrungsschatz als so wertvoll anzusehen, dass er mitgeteilt werden muss. So wird der Einzelne zum Subjekt, der erkennt, welches Gewicht Arbeit, Leid, Geschlechtlichkeit, Handwerk und nicht zuletzt Religion haben und jeden, aber auch jeden Menschen zum erfahrungsgesättigten Weisheitslehrer in der Gemeinschaft macht.

Ein direkter Konfrontationsunterricht (vorn der Lehrer, brav in Bänken aufgereiht die Schüler)– ist bei uns ja zu Recht abgeschafft, aber in den Buschschulen noch immer harte Wirklichkeit. Er ist nach diesem Modell unzeitgemäß und kontraproduktiv.

Hilfsgemeinschaft heißt in diesen kleinen Gesellschaften, dass jeder gerade dort hilft, wo es nötig ist. Man teilt aus seiner Armut das, was der andere nötig hat. Man gibt, so viel man beitragen kann. Kleinigkeiten sind wichtig, weil sie zugleich Zuwendung und Teilnahme signalisieren. Ein Helfersyndrom ist in diesem Zusammenhang nicht zu erkennen und wäre unangemessen. Es entspringt sooft dem schlechten Gewissen eines Besitzenden, oder ist Kompensation für geschehenes Unrecht oder fromme masochistische Haltung.

Hilfe, die aus dem Helfersyndrom geleistet wird, macht den anderen zum Objekt, man begegnet ihm nicht auf Augenhöhe. Helfen aus dieser Haltung heraus, beschädigt die Würde des anderen, degradiert ihn zum Empfänger, der gerade nicht eigenes beitragen kann. Hilfgemeinschaft heißt gegenseitiges Helfen.

Für mich war eine der eindrucklichsten Erfahrung, welche Bedeutung das *Feiern* in der Gemeinschaft hat. Für den vom Calvinismus geprägten pietistischen Protestanten erschließt das Feiern eine neue Dimension des Lebens. Anders als der Katholizismus haben die Evangelischen Kirchen hier durchaus Nachholbedarf. Gerade weil das Fest das Gegenmodell zum Alltag ist, seine Mühe und Sorge für eine kurze Zeit aufhebt, ist es nicht „Opium“, das den Alltag vergessen lässt (das tut der Alkohol), sondern zeigt und lässt erleben, dass es eine Alternative zum Alltag gibt. Ist der Alltag monoton, gar banal und grau, so lässt das Überschäumende des Festes eine befreiende Freude aufkommen, Befreiung von Zwängen, Befreiung von einengender Form, die sich gemeinschaftlich mitteilt und gelebt wird. Weil hier Fülle erfahren wird, wird die Knappheit des Alltags erträglich. Gerade weil das Fest die Alterität zum Alltag ist, die Gegenzeit zur Zeit des Alltags, lädt es ein zur Besinnung, leuchtet die Schönheit des Lebens auf. Das Fest vermittelt, gerade weil es Spiel ist Freude, Engagement, hier ist jeder ganz dabei, wahrnehmen und handeln fallen zusammen. Das Fest ist Ursache vieler kultureller Errungenschaften, wie der christliche Festtagskalender zeigt. In den Basisgemeinden ist nicht zufällig die Messe zu einem zentralen Fest des Lebens geworden.

Einer meiner Studenten bekam in Brasilien keinen Kontakt zu den Menschen einer Gemeinde, obwohl er Portugiesisch gelernt hatte. Eines Tages wurde ein Straßenfest gefeiert, bei dem viel getanzt werden sollte. Man lud ihn ein. Erst zögerte er, die Einladung anzunehmen, weil er nicht tanzen könne, zumal nicht die hier üblichen Tänze. Doch die Dorfbewohner ließen nicht locker. Auf dem Fest brachten sie ihm die Tänze bei.

Nun war er nicht mehr der überlegene Europäer, er war Lernender und die Menschen des Dorfes Lehrende. Das Fest machte ihn zu einem der ihren. Von dem Tag wurde er in die Häuser eingeladen und hatte eben jenen Kontakt, den er bisher nicht bekommen hatte.

Das Thema „Konvivenz, ein Modell für Europa“ wurde mir gestellt. Es setzt groß an und eröffnet eine europäische Dimension. Das Konvivenzmodell aber hat seinen Sitz im Leben in der Kleingesellschaft, in der Dorfstruktur. Kann das Mikromodell zu einem Makrosystem ausgeweitet werden? Ich bin der Überzeugung, dass Veränderungen in der Gesellschaft selten von oben beginnen, und wenn, dann werden positive Ansätze schnell pervertiert. Die eigentlich langfristig wirksamen Veränderungen beginnen immer ganz von unten. Sie haben oft im Wirken einer einzigen Person ihren Ursprung. Denken Sie an die Jesus Bewegung, aber auch den Ursprung der Reformation. Sie nahm ihren Anfang im Beichtstuhl. Es war die durch den Ablasshandel pervertierte Beichtpraxis – wir brauchen nicht mehr zu beichten, sagte die Gemeindeglieder, denn durch den Kauf von Ablassbriefen sind uns auch die zukünftigen Sünden schon vergeben – alarmierte den Mönch und Beichtvater Martin Luther, so dass er sich mit den 95 Thesen an die Öffentlichkeit wandte. So intim, so klein war der Beginn der Reformation.

Ich meine nun, dass Veränderungen bei uns auch von unten kommen müssen, sollen sie langfristig etwas bewirken. „Gott wirkt durch Ameisen“, heißt ein afrikanisches Sprichwort. Beginnen wir also mit unseren Überlegungen in der Anwendung des Konvivenzmodells im engsten Kreis, der Nachbarschaft.

Ich nenne ein Beispielaus Stuttgart. Eine türkische Familie zieht in eine Mehrfamilienhaus. Die fromme deutsche Familie überlegt: Wir wollen die neuen Hausbewohner gut bewirten, wenn sie sich vorstellen. Sie sollen wissen, dass sie willkommen sind. Die türkische Familie überlegt: Wir bereiten ein essen vor.

Wenn die Mitbewohner des Hauses kommen und uns willkommen heißen, wollen wir sie bewirten.

Die Enttäuschung war groß. Die türkische Familie stellte sich bei den Deutschen nicht vor – wie es in Deutschland üblich ist. Die Deutschen besuchten die türkische Familie nicht, um sie willkommen zu heißen, wie es in der Türkei Sitte ist. So warteten beide Familien vergebens auf die anderen.

Zwei unterschiedliche kulturelle Traditionen kamen zusammen. Es fand kein Austausch statt, sondern die Enttäuschung hätte Vorurteile bestärkt, wenn nicht an einem der nächsten Tage die beiden Frauen sich im Supermarkt getroffen und das kulturell bedingte Missverständnis aufgeklärt hätten. Gut, dass die Frauen miteinander ins Gespräch kamen.

Hier wird einer der ersten wichtigen und notwendigen Schritte in der Konvivenz getan: Man nimmt den anderen wahr. Man begegnet ihm. Das ist in unserer Gesellschaft nicht üblich. Es ist eine Schwelle zu überwinden zum anderen, weil er fremd ist. Wir sind es von Haus aus nicht gewöhnt, mit Fremdheit umzugehen. Die wird nicht überwunden, wenn wir zu schnell und mit zu großen Schritten aufeinander zugehen, wie die beiden Ehepaare, die gleich den anderen in die eigene kulturelle Tradition einbeziehen wollten. Dabei wurde die Kultur des anderen trotz guten Willens übersehen und nicht zur Kenntnis genommen. Gerade in der Begegnung mit dem nahen Fremden geht es darum, die notwendige Distanz zu wahren, die die Fremdheit respektiert und nicht durch eine Umarmungsstrategie die Fremdheit überwinden will. Konvivenz mit dem fremden anderen erfordert zuerst Respekt vor dem anderen. Ich muss seine Andersheit, seine Identität respektieren. Wir neigen dazu, nach Gleichheit zu suchen, denn, das sagt jeder Kommunikationstheoretiker, wir können nur Bekanntes verstehen. Also suchen wir im Fremden das Eigene und das Bekannte. Das erleichtert – vermeintlich – das Verstehen und die Begegnung. Dass das geradezu Fehlurteilen führt, wird oft zu spät schmerzlich erfahren. Zur Überwindung der Fremdheit tragen wesentlich Feste bei, seien es

Straßenfeste in der Nachbarschaft, seien es religiöse Feste. Beim Fest soll jeder der sein, der er ist, denn als solcher wird er ja eingeladen. Beim Fest darf er sich einbringen mit seinen Gaben, aber er respektiert zugleich die Regeln des Hauses und des Gastgebers. Wir feiern *miteinander* ist zentrale Säule der Konvivenz.

Entwicklungshilfe

Wir machen einen Sprung nach außen in das Feld der Entwicklungshilfe. Sie ist ja ein besonderes Bewährungsfeld der Begegnung mit dem anderen. Aber bewährt sich hier auch die weitgehend am ökonomischen und technologischen Erfolg abendländischer Entwicklungsarbeit? Das sog. „Modernisierungsmodell“, wie es gern genannt wird, wurde und wird von Wirtschafts- und westlichen Regierungen favorisiert. Man war der Überzeugung, dass die Entwicklung, die Europa nach dem 2. Weltkrieg durchgemacht hat, ein Modell ist, das auf die sog. Dritte Welt übertragbar ist, wenn nur genügend Kapital- und technologischen Know-how transferiert wird. Die Welt wird unter technologischen Gesichtspunkten gesehen, der Mensch ist hier nur Objekt in einem engen Netz der Planung, des Gütertransfers und logistischer Koordination. Der enge Zusammenhang von Mensch, Kultur, autochthone Gesellschaft und Wirtschaft in den Entwicklungsländern wurde und wird noch immer großzügig übersehen.

Die Erfolge sind ernüchternd, die Auswirkungen zum Teil katastrophal. Die Wohlstandsschere zwischen armen und reichen Ländern vergrößert sich rapide, und vor allem aber die zwischen den gesellschaftlichen Schichten in den Entwicklungsländern. Eine neue Elite profitiert von den überseeischen Investitionen, vom wirtschaftlichen Boom. Ein neues Klassensystem entsteht. Abhängigkeiten dieser Eliten von den überseeischen Entwicklungsinstitutionen entstehen,

die geradezu an koloniale Verhältnisse erinnern. Ein großer Teil der Bevölkerung adaptiert die Mentalität von Unterdrückten und Abhängigen und verliert die Fähigkeit zur Initiative, zur Verantwortung, zur Freiheit. Demokratie wird zur Farce.

Die Befreiungstheologie hat eine Umorientierung gefordert und ein Entwicklungsmodell gefordert, das die Befreiung der Armen zum Ziel hat. Befreiung heißt nicht die Orientierung am Lebensstandard des Westens, sondern basiert zunächst auf der Einsicht, dass wir in der einen Welt voneinander abhängig und auf einander angewiesen sind. Dem haben sich die Entwicklungsagenturen der NGOs weitgehend angeschlossen, u.a. auch aus der Einsicht, dass die ökologischen Aspekte dringender sind, als in den staatlichen Agenturen angenommen und durchgesetzt werden.

Doch auch hier gilt es, dass das Verhältnis zur Natur und natürlichen Umgebung nicht allein nach abendländisch wissenschaftlichen Daten bestimmt wird, sondern die jeweilige kulturellen Aspekte und Bedingungen wahrgenommen werden. Nur so können wir voneinander lernen.

Ein kleines Gedicht aus Korea macht deutlich, wie zentral gerade im Umgang mit der Natur die enge Beziehung zwischen den Menschen und zwischen Mensch und Natur ist. Das muss gesehen und im Entwicklungsprozess respektiert werden, wenn z.B. der Reisanbau mehr ist als Feldbestellung, wenn er so etwas ist wie die Grundlage von beiden zusammen: von Himmel und Erde.

Reis ist der Himmel
Wie man den Himmel nicht allein haben kann
So muss man auch den Reis teilen mit anderen
Denn: Reis ist der Himmel

Wie man die Sterne am Himmel gemeinsam betrachtet
So muss man auch der Reis gemeinsam essen
Denn: Reis ist der Himmel

Kommt Reis in den Mund
Empfängt man in seinem Leib den Himmel
O ja, der Reis
Man muss ihn teilen mit anderen.¹

Keine Frage, dass die Menschen und ihre Kulturen bei den NGO', zumal den Kirchlichen Entwicklungsorganisationen ernster genommen werden und Entwicklung wirklich von unten angepackt wird. Aber besteht nicht auch hier die Gefahr, dass nicht nur Abhängigkeiten geschaffen werden, sondern Abhängigkeitsmentalitäten. Es ist geschickt agierende Menschen in den Entwicklungsländern so leicht, Geld von Übersee zu bekommen. Wir Europäer geben so gern, weil wir durchaus ein schlechtes Gewissen haben, im (relativen) Überfluss zu leben. Als aus Afrika der Ruf nach einem Moratorium des Geldtransfers von Nord nach Süd laut wurde, gab es geradezu einen Aufschrei auf Seiten der Kirchen des Nordens, kaum von Seiten des Südens. Hier müssen wir lernen umzudenken. Dem dient der Gedanke der Konvivenz. Es geht darum, dass wir nicht nur begreifen, dass wir weltweit in einem Boot sitzen, sondern auch in einem Boot sitzen wollen. Es geht darum, dass wir nicht nur die Menschenwürde und Identitäten fremder Kulturen respektieren, sondern sie gemeinsam schützen. Es geht nicht nur darum, dass wir dazu beitragen müssen, die Armen zu befreien, sondern auch begreifen, dass wir sie für unsere Befreiung brauchen, um frei zu werden von unserm Überlegenheitsgefühl, um frei zu werden von unserm Helfersyndrom, das uns daran hindert, wieder Empfänger zu werden, Lernende, Feiernde, um zu verstehen, dass Hilfe immer ein gegenseitiges Geschehen sein muss, wenn es den Empfänger

¹ Zit. nach Meehyun Chung, Wasser und Reis: eine koreanische ökofeministische theologische Perspektive, in: K. Kusmierz, B. Schubert u.a. (Hg.) Grenzen erkunden zwischen Kulturen, Kirche, Religionen, Frankfurt am Main 2007, 241 – 254, ebd. 248.

nicht degradieren soll. Mit der Gabe gibt der Geber immer etwas von sich selbst, Geben ist ein gegenseitiges Geschehen.

Kirche

Der Konvivenzgedanke wirft auch ein neues Licht auf unser Kirchenverständnis. Die Evangelischen Kirchen, aber nicht sie allein, haben sich nach 1945 stark von D. Bonhoeffers Gedanke der „Kirche für andere“ inspirieren lassen.² Bonhoeffer verwies dabei auf Jesus. Er sei der „Mensch für andre“ schlechthin. Christliche Existenz kann deshalb in der Nachfolge Jesu nur Pro-Existenz sein. Bonhoeffers eigenes Leben in der Kirche und im Widerstand war so einprägsam, dass man nicht nur keine Fragen an das Konzept stellte, sondern in immer neuen Variationen in ihm ein Vorbild sah. Dass Bonhoeffer dabei seine Leben gerade auch in der großbürgerlichen einer Professorenfamilie im preußischen Milieu spiegelte, dessen wurden wir nicht gewahr. Zu sehr wirkte es befreiend, dass wir als Kirche in Deutschland trotz der Schuldvergangenheit wieder etwas bewirken könnten, nun nicht für uns, sondern selbstlos für andere. Wie wir selbst reicher wurden, wollten wir auch andere reicher machen, engagierten uns in der Ökumene, in den Entwicklungsorganisationen und waren überall mit unserm Geld präsent. Selbst die Ökumene in Genf wurde von deutschem Kirchengeld abhängig, als die Amerikaner begannen, ihr Engagement dort zu kürzen. Hätten wir genauer zugeschaut, wie Bonhoeffer sich die zukünftige Kirche vorstellt, hätten wir etwas zurückhaltender werden können. Die zukünftige Kirche

² Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, Entwurf einer Arbeit. Dass auch das Vorbild seiner Mutter dabei Pate steht wird aus einem Brief vom 28. 12. 1944 deutlich, in dem er schreibt: „Du (hast) immer nur für uns gelebt (...) und dass es für Dich ein eigenes Leben nicht gegeben hat“.

„wird von Maß, Echtheit, Vertrauen, Treue, Stetigkeit, Geduld, Zucht, Demut, Genügsamkeit, Bescheidenheit sprechen müssen“, schreibt er. Zugleich betont er dabei, dass die Beziehungen zu Menschen wichtiger sind als alle großen dogmatischen Begriffe, und dass Vorbilder zählen mehr als dogmatische Entwürfe. So richtig vieles von dem hier Gesagten ist – und ich wünschte mir, Kirchenführer würden sich mehr an diesen Tugendkatalog halten – der preußische Zungenschlag ist unverkennbar. Die Schwäche des Konzepts ist, dass die Haltung für andere da zu sein, das Gefühl der Überlegenheit gibt, und dem Empfänger das eines Unterlegenen, des Besserwissenden auf der einen Seite und dem anderen das Gefühl des Unwissenden. Auf diese Weise wird Distanz hervorgerufen und gerade nicht *Communio* und das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit. Darum geht es in der *Konvivenz*: Wir müssen *Kirche mit anderen* sein. Das habe ich, wie gesagt, in Südafrika gelernt.

Welche Möglichkeiten gibt es dafür vor Ort und d.h. auf der Gemeindeebene? Das Fest ist die erste und beste Möglichkeit, einander näher zu kommen. Das gilt für Nachbarschafts- und Straßenfeste ebenso wie in der kirchlichen Gemeinde. Erfahrungen zeigen, dass nichts so entspannend wirkt und zum Gefühl der nachbarschaftlichen Zusammengehörigkeit beiträgt, wie ein Straßenfest, wo jeder etwas zum Essen und zur Gestaltung beiträgt. Das Essen darf nicht unterschätzt werden. Es ist ein altes Kulturgut in allen Gesellschaften, dass das gemeinsame Essen nicht nur entfremdet, sondern elementar Gemeinsamkeit herstellt: Freude an der Ästhetik des Zubereiteten, der gute Geruch, die Gaumenfreuden. Die abzuwerten, war wohl lange Zeit calvinistisches (nur bei denen?) Frömmigkeitsideal, wertet aber zugleich wichtige Aspekte kultureller Errungenschaften ab. Mit dem anderen essen ist eine moderne Form der Gastfreundschaft, die zu den elementaren Formen des Zusammenlebens in allen Kulturen gehört und zu den hohen Tugenden gerade auch des Christentums zählt und zählt. Wir sollten nicht vergessen,

dass nicht nur das Zusammensein mit den Verstoßenen der Gesellschaft für Jesus wichtig war, sondern dass er mit ihnen aß und diese Essgemeinschaft, geschah im Licht des kommenden Reiches (Lk. 17,1; 11,20). Er aß mit den Sündern und Frommen, den Ausbeutern und Ausgebeuteten, denn das Essen schließt die Menschen zusammen.

Die Festgemeinschaft wird unter den Hand zur Lerngemeinschaft in der Gegenwart Jesu. Das gilt selbst noch für die Gestaltung des letzten Mahles, das Jesus offenbar nicht nur als Passahmahl gehalten hat, sondern auch – so mein verstorbene Kollege aus der Hochschule für Jüdische Studien, Aharon Agus, Prof. für Rabbinische Theologie - als ein Abschiedsmahl, wie es die Märtyrer mit ihren Freunden am Abend vor ihrem zu erwartenden Tode hielten. Ist es zufällig, dass die Messfeier in den Gemeinden der Befreiungstheologie zu einem Fest wurde, zu einem Fest der Befreiung, zu einem Fest der befreiten Menschen.

Etwas von dieser Freude kann man bei uns auf den Kirchentagen erleben, den katholischen wie den evangelischen. Hier wird die Einladung so ausgesprochen wie in Jesu Gleichnis, wenn der Hausvater die Diener an die Hecken und Zäune schickt und sie an seinen Tisch lädt. Hier bei den Kirchentagen wird nicht mehr gefragt, ob jemand katholisch oder evangelisch oder ob er überhaupt getauft ist. Die Einladung gilt unkonditional, so wie Jesus Einladungen annahm und aussprach: Selbst Judas ließ er teilnehmen.

Ökumene

Das Streben der ökumenischen Bewegung war auf die Einheit der Kirche gerichtet. Man wollte sie theologisch begründen und zielte auf die organisatorische Einheit. Sie war im Fokus aller Bestrebungen. Bei allen nicht genug zu würdigen Wirkungen der Genfer Ökumene, die die Verbindung der Kirchen untereinander gestärkt hat, dem eigentlichen Ziel der

organisatorischen Einheit der Kirchen ist sie nicht näher gekommen. Heute sind wir weiter denn je von ihr entfernt. Neue Modelle von Kircheneinheit und –verbundenheit wurden entworfen, um aus der organisatorischen und theologischen Sackgasse herauszuführen. Man sprach von „versöhnter Verschiedenheit“, um beides miteinander zu verbinden, die Unterschiede und zugleich die von Christus bewirkte Versöhnung miteinander in ein glaubwürdiges Verhältnis zu bringen.

So sympathisch mir dieses ekklesiologisch-ökumenische Modell ist, und mir überzeugender erscheint als das ursprüngliche auf organisatorische Einheit zielende Modell, wirkliche Fortschritte in der ökumenischen Bewegung kann ich nicht erkennen.

Könnte der Konvivenzgedanke hier weiter führen?

Der koreanische Maler Lee Chul-Soo schenkte mir ein kleines Buch mit kleinen Holzschnitten, unter die er jeweils eine überraschende Sentenz setzte, eine Art buddhistischen Koan. Ein Holzschnitt zeigt vier nebeneinander stehende hoch aufgerichtete Bäume. Dazu schrieb er den Text: „Wenn vier Bäume eins werden wollen, müssen sie vier bleiben“.³ Treffender kann man kaum den Sinn und die Realität von Kirchenvereinigungen umschreiben. Die Erfahrungen im protestantischen Raum weltweit zeigen, dass nach Kirchenvereinigungen nicht weniger, sondern mehr Kirchen bestehen. Wenn zwei Kirchen sich vereinigen, gab es hinterher drei wenn nicht vier Kirchen.

Der Gedanke der Konvivenz kann dieses zunächst abstrakt wirkende Modell mit Leben füllen. Das Ziel der Konvivenz ist nicht Kirchenvereinigung, sondern Zusammenleben, das durch Respekt und gegenseitige Anerkennung geprägt ist. Leitfaden ist dabei die Ekklesiologie des Paulus, der zufolge jede Gemeinde im Vollsinn Kirche ist, denn Christus ist in ihrer

³ Die Abbildung in: Theo Sundermeier, *Christliche Kunst in Japan und Korea*, Frankfurt am Main 2010, 161.

Mitte. Die Lokalgemeinde ist Kirche und soll es auch in ihrer spezifischen Geschichte und Identität bleiben, so wie der Einheitsgedanke einschließt, dass jeder Baum immer er selbst bleibt und bleiben soll. Das schließt den Gedanken aus, dass die verschiedenen Kirchen lediglich Teile der einen Kirche sind. Ebenso sind Vereinnahmungen ausgeschlossen, so gut gemeint sie sein mögen. *Wir lernen voneinander*, heißt, dass wir die spezifischen Gaben der anderen Kirchen wahrnehmen und sie als etwas begreifen, das uns angeht. Das gilt auf der untersten kirchlichen Ebene, aber darf und soll sich fortsetzen in die höheren Ebenen hinein. Dabei wird man trotz aller Unterschiede sehr bald Schnittmengen erkennen, Schnittmengen in der Lehre, in der Liturgie, in der kirchlichen Praxis. Die Solidarität kann wachsen, Konkurrenzgefühle können überwunden werden. Es entsteht kein Neid, denn Anerkennung des anderen und die Begegnung auf Augenhöhe schließen das aus. Gastfreundschaft, eine der ursprünglich genuinen christlichen Tugenden wird gewährt. Statt versöhnter Verschiedenheit sollten wir ganz praktisch von *vernetzter Verschiedenheit* sprechen und mit der Vernetzung untereinander beginnen.

Religionen

Das Verhältnis der Religionen untereinander wird in Europa zukünftig eins der brennendsten Themen sei, vor allem was das Problem der Akzeptanz des Islam betrifft.

Es ist keine Frage, dass es heute sehr viel guten Willen auf beiden Seiten gibt. Auch auf staatlicher Seite: Die Einrichtung von Lehrstühlen für islamische Theologie zur Ausbildung von Lehrern und die Förderung islamischen Religionsunterrichts soll eine verträgliche Zusammenleben zu ermöglichen. Welche Auswirkungen jedoch fundamentalistische Radikalisierungen langfristig haben werden, ist nicht vorauszusehen. Mit dem guten Willen zur Zusammenarbeit wächst zugleich die Skepsis,

ob sie möglich ist. Die Frage dabei ist, welche Form des Zusammenlebens wir vor Augen haben. Sprechen wir von Anpassung oder von Integration? Integration aber auf welcher Ebene?

Die Kirchen legen den Schwerpunkt auf den interreligiösen Dialog. Doch auch hier wieder müssen wir fragen, welcher Dialog ist gemeint? Ich meine, wir müssen drei Formen des Dialogs unterscheiden: Der Informationsdialog, der Praxis orientierte Dialog und der Konsensdialog.

Die *Informationsdialog* und der *Praxis orientierte Dialog* sind auf der untersten Ebene der politischen und kirchlichen Gemeinden angesiedelt und dort relevant. Wir brauchen den gegenseitigen Informationsaustausch, um uns besser kennenzulernen und um Fremdheit abzubauen. Nur so werden Vorurteile überwunden, können Feindschaften verhindert oder begrenzt werden. Wir brauchen den Praxis orientierten Dialog, denn er ermöglicht das Zusammenleben auf der nachbarschaftlichen und gemeindlichen Ebene. Das gilt selbstverständlich nicht nur für den kirchlichen Bereich, sondern in gleicher, wenn nicht größerer Weise auch für die säkulare Gemeinde. Was in den Schulen längst gang und gäbe ist und in verschiedenen methodischen Schritten praktiziert wird, besonders auch in den Kindergärten, muss auch Beispiel gebend für Arbeitswelt und das Zusammenleben in der Nachbarschaft sein. Hier sind die drei Säulen der Konvivenz relevant: Wir beginnen voneinander zu lernen, wir helfen einander ohne Vorurteil und ohne Vorteilsnahme und freuen uns, eine neue und gehobene Begegnungsform in den Festen zu finden, zu denen wir uns gegenseitig einladen.

Und der *Konsensdialog*, der interreligiöse Dialog im engeren Sinn, bleibt er außen vor? Schlägt nicht hier das Herz der Kirche? Ich persönlich schiebe ihn so weit wie möglich nach hinten. Wer damit meint beginnen zu müssen, zäumt das Pferd am Schwanz auf. Meine Skepsis beruht auf Erfahrungen. Denken Sie nur an die Konsensgespräche zwischen den Katholischen und den Lutherischen Kirchen, zwischen den

Evangelischen Kirchen und der Orthodoxie. Wie viel Jahre wurden sie geführt? Und was war das Ergebnis? Immerhin ein Konsens in der Rechtfertigungslehre zwischen Rom und den Lutherischen Kirchen. Es blieb ein Papier mit wenig Resonanzkraft. Leider.

Ich war zehn Jahre theologischer Berater der Konsensgespräche zwischen der Anglikanischen Kirche und der EKD. Immer wenn wir glaubten ein Stück weiter gekommen zu sein, schnitt das Amtsverständnis der Anglikanischen Kirchen alles durch. Dann besuchte eines Tages der Erzbischof von Canterbury die Kirchen der DDR. Er war von ihrem geistlichen Leben unter dem Druck des atheistischen Regimes so beeindruckt, dass er zu der Überzeugung kam, man dürfe dieser Kircher die Abendmahlsgemeinschaft nicht verweigern. So wurde dann in einem feierlichen Gottesdienst die Abendmahlsgemeinschaft zwischen der Anglikanischen Kirche und der Evangelischen Kirche in Deutschland feierlich besiegelt. Hier wird deutlich: Erfahrung, Praxis geht der Theorie voran und eröffnet Räume, die die Theorie oftmals nur nachvollziehen kann.

Meine Skepsis gegenüber dem interreligiösen Konsensdialog hat aber noch einen zweiten, theologischen Grund. Theologen neigen zu universaltheoretischen Entwürfen. Sie vertreten eine universale Religion und wollen deshalb alle Religionen auf ihre Heilswirksamkeit und Heilsträchtigkeit in ihr System einordnen. Da es aber verschiedene Interpretationsmöglichkeiten gibt, muss ein Raster erstellt werden, das die Einordnung erleichtert. Aristotelische Logik des „tertium non datur“ erstellt ein harsches Raster: Inklusivismus – Exklusivismus – pluralistische Theologie der Religionen. Abgesehen davon, dass solche dualistische Logik schon der Vielfalt buddhistischen Logik nicht entspricht, die fünf Denkmöglichkeiten rein rechnerisch kennt (a oder b, a und b zusammen, a und b zugleich, aber nicht zusammen, weder a noch b) sind solche pluralistischen Entwürfe ausschließlich im christlichen Denkhorizont entworfen und rufen keine Resonanz in den

anderen Religionen hervor. Sie führen nur zu einem innertheologischen Gezänk.

Mich interessiert und fasziniert ein ganz anderer Ansatz, wie er von Cambridge aus sich neuerdings verbreitet: In kleinen Kreis kommt man multireligiös zusammen und liest gemeinsam religiöse Texte jeweils einer Religion, die der Angehörige der Religion interpretiert. Alle tauschen nun gemeinsam aus, wie sie den Text verstehen und was er ihnen sagt. Hier werden Kontroversen ohne Aggression ausgetragen, aber auch Schnittmengen entdeckt, die sich vergrößern oder verkleinern können. In jedem Fall wird die tiefe Relationalität, die innere Bezogenheit der Religionen auf einander entdeckt. Hier werden Stufen von Wahrheit entdeckt – nicht im Sinne der platonischen Offenbarungswahrheit, sondern im Sinne des hebräischen Wahrheitsbegriffes, nämlich Verlässlichkeit, Treue, Gewissheit.

Europa

Da ich kein Politiker bin, darf ich mich im Blick auf das mir gestellte Thema in seiner politischen Dimension kurz fassen. Es ist eine der großen Gefahren, dass sich eine Gesellschaft durch Feindbilder definiert. Gewiss, Identitäten bilden sich durch Grenzziehungen. Grenzen sind nötig. Das gilt nicht nur entwicklungspsychologisch für den heranwachsenden jungen Menschen, sondern auch für Gesellschaften. Die Frage nur ist, sind diese Grenzen Stachelzäune, Meter hohe Mauern, oder sind sie osmotisch durchlässig und wie Zellen auf den Austausch angewiesen, um lebensfähig zu bleiben? Das Kerneuropa hat jahrelang kulturpolitisch so osmotische gelebt. Es akzeptierte in der EU die durch die Geschichte, Sprache, Religion und Kultur sich unterscheidenden Identitäten der Staaten und gab ihnen Raum. Das scheint von Brüssel und Straßburg mehr und mehr infrage gestellt zu werden. Nun gewinnen harsche Separationsgelüste an Zulauf (Basken, Vlamen, Südtirol u.a. Oder sie werden gefordert: Griechenland). Hier muss dagegen

gehalten werden: Wenn vier Staaten sich vereinigen wollen, müssen sie vier bleiben. Das gilt elementar auch für Europa. Der Konvivenz liegt – wie oft gesagt – eine Ethik der Anerkennung der Andersheit des andren, also der Andersheit der anderen Staaten zugrunde. Wobei die Geschichte zeigen wird, dass die Schnittmengen in den sozialen, kulturellen und religiösen Werten sich vergrößern werden. Diese Basis muss in Europa allen bewusst bleiben, sie muss gestärkt werden. Das Modell der Konvivenz kann dabei ein Augenöffner und Wegweiser sein. Sie ist ein Ideal, dem es nachzustreben gilt.